GENDER OPEN REPOSITORIUM

Von hegemonialen Erfolgsgeschichten zu Männlichkeiten in Transformation

Zimmermann, Andrea

2022

https://doi.org/10.25595/2929

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Zimmermann, Andrea: *Von hegemonialen Erfolgsgeschichten zu Männlichkeiten in Transformation*, in: Gender : Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, Jg. 14 (2022) Nr: 2, 57–72. DOI: https://doi.org/10.25595/2929.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.3224/gender.v14i2.05

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Andrea Zimmermann

Von hegemonialen Erfolgsgeschichten zu Männlichkeiten in Transformation

Zusammenfassung

Dieser Beitrag analysiert, inwiefern sich im Bereich der Schweizer Spitzenforschung Aspekte hegemonialer Selbstkritik zeigen, die Rückschlüsse auf eine Transformation von bürgerlich hegemonialer Männlichkeit zulassen. Als zentrale Ansatzpunkte einer solchen Transformation werden unter Berücksichtigung von sogenannten negativen Gefühlen sowohl Kritik an vorherrschenden Selbstverhältnissen und intersubjektiven Verhältnissen als auch sich abzeichnende alternative Gefühls-, Denk- und Handlungsweisen in Bezug auf Erfolg und eine gelingende Wissenschaftskarriere herausgearbeitet. So lässt sich nicht nur die ‚Ent-Selbstverständlichung' einer Subjektivierungsweise, die sich stets über Durchsetzungskraft und Wettbewerbsfähigkeit definiert, sondern auch der Entwurf einer alternativen Subjektivierungsweise, die ihre konstitutive Relationalität im Sinne der *caring masculinities* als Bereicherung versteht, beobachten.

Schlüsselwörter
Hegemoniale Männlichkeit, Caring Masculinities, Affekttheorie, Feministische Kritik, Gender in MINT, Gleichstellung

Summary

Transforming narratives of masculinity

In a detailed analysis of empirical material this article presents transforming aspects of hegemonic masculinities in the field of science. Based on the concept underlying affect studies, negative feelings become the starting points for a hegemonic self-critique which focuses on the relationship to the self as well to others. At the same time, the narratives of transformation become visible: scientific success has been connected with competition and domination but, according to concepts of caring masculinities, it is now conceptualized as building on mutual respect and recognition. Therefore, relationality is not a threat to but a positive experience of this emerging subjectivity.

Keywords
hegemonic masculinities, caring masculinities, affect, feminist critique, gender & STEM, gender equality

„You always have to prove yourself" (PhD 1).[1] Mit diesem Zitat lässt sich die Perspektive vieler Nachwuchswissenschaftler*innen des untersuchten naturwissenschaftlichen Forschungsfeldes in der ‚Schweizer Spitzenforschung' auf den Punkt bringen. Bei diesem „Sich-stets-beweisen-Müssen" geht es nicht nur um ständigen Leistungsdruck, sondern auch um starke Konkurrenz und den unbedingten Willen, sich gegen andere

1 Das hier analysierte Material wurde im Rahmen des Kooperationsprojekts „Gender & Science" generiert, das vom Nationalen Forschungsschwerpunkt „Molecular Systems Engineering" (NCCR MSE) finanziert wird. Die Interviews wurden lediglich unter Angabe der akademischen Stufe für diesen Text chronologisch nummeriert, um die Anonymität der interviewten Personen des NCCR MSE zu wahren. Als Abkürzung für Doktorierende wird im Weiteren ‚PhD' genutzt. ‚PI' steht für ‚Principal Investigator', dem Gruppenleiter einer Forschungsgruppe in diesem Untersuchungsfeld. Teilweise wurden Interviewzitate auf Englisch übersetzt, der im untersuchten Forschungsfeld vorherrschenden Sprache, um eine Zuordnung über Sprache zu verhindern.

und auch auf Kosten des eigenen Wohlergehens durchzusetzen: Nur mit diesen Voraussetzungen lässt sich wissenschaftlicher Erfolg erreichen, so die vorherrschende Erzählung. Diese Voraussetzungen sind jedoch nicht geschlechtsneutral, sondern untrennbar verbunden mit einer Subjektivierungsweise hegemonialer bürgerlicher weißer cis- und heteronormativer Männlichkeit. Ich folge in meinem Verständnis hegemonialer Männlichkeit Horkheimer/Adorno (2004), Foucault (1989), Maihofer (1995) und Connell (1999): Prinzipien von Herrschaft und Unterwerfung sind nach diesem Verständnis sowohl in Bezug auf das Selbstverhältnis als auch in Bezug auf das Verhältnis zu anderen zentral. Männlichkeit in diesem Sinne ist jedoch „keine natürliche, biologische oder anthropologische Gegebenheit […], sondern das Ergebnis eines komplexen historischen Prozesses" (Maihofer 1995: 109). Damit ist gleichzeitig angesprochen, dass diese vorherrschende Vorstellung von Männlichkeit historisch veränderbar ist und sich auch in Bezug auf das hier analysierte Forschungsfeld Prozesse der Transformation erkennen lassen.

In meinem Beitrag werde ich skizzieren, wie sich diese Subjektivierungsweise hegemonialer Männlichkeit in dem untersuchten Feld der Spitzenforschung zeigt, gleichzeitig aber auch kritisiert wird, und wie sich Gegenerzählungen zu den hegemonialen Erzählungen von Männlichkeit(en) beobachten lassen, die alternative männliche Existenzweisen (Maihofer 1995) formulieren. Von besonderem Interesse sind hierbei die Erzählung und das Verständnis von wissenschaftlichem Erfolg. Um die herausgearbeiteten Aspekte alternativer Existenzweisen der männlich positionierten Wissenschaftler theoretisch zu fassen, bieten die Diskussionen rund um das Konzept der *caring masculinities* (vgl. Scholz/Heilmann 2019) vielversprechende Anhaltspunkte. So formuliert Elliott: „caring masculinities are masculine identities that reject domination and its associated traits and embrace values of care such as positive emotion, interdependence, and relationality" (Elliott 2016: 240). Es geht folglich um eine Bezugnahme auf andere, die nicht durch Abgrenzung, sondern durch Anerkennung einer gegenseitigen Verbindung und Verwiesenheit geprägt ist. Wie sich verschiedene Aspekte der *caring masculinities* in den veränderten Gefühls-, Denk- und Handlungsweisen in dem hier vorgestellten Forschungsfeld zeigen, werde ich nach einer kurzen theoretischen und empirischen Betrachtung zu hegemonialen männlichen Subjektivierungsweisen erläutern.

1 Hegemoniale Männlichkeit als (Selbst-)Unterwerfung

Die hegemoniale – also derzeit dominierende und anerkannte – Form von Männlichkeit bildete sich im Zuge der Etablierung bürgerlich-kapitalistischer Gesellschaften als bürgerlich, weiß, heteronormativ, gesund, autonom, rational/vernünftig und streng binär cisgeschlechtlich heraus. Eng verbunden mit dem Aspekt der Binarität, entsteht sie in einer Dynamik der Selbstaffirmation in Abgrenzung zum weiblich oder queer positionierten Anderen. Mit ‚hegemonialer Männlichkeit' wird zum Ausdruck gebracht, dass es um eine bestimmte Form von Männlichkeit geht, die sich als hegemonial zu setzen vermag. Den zugehörigen Normen hegemonialer Männlichkeit kommt folglich aufgrund breiter gesellschaftlicher Zustimmung besondere Wirkmächtigkeit zu. Oder anders formuliert: Hegemoniale Männlichkeit ist verknüpft mit Prestige und Privile-

gien. Wer sich den normativen Anforderungen, die mit diesem Typus von Männlichkeit verbunden sind, nicht fügt oder fügen kann, hat mit Nachteilen oder gar Sanktionen zu rechnen. Zum anderen verweist hegemoniale Männlichkeit im Kontext der bürgerlich kapitalistischen Gesellschaften auf eine „historisch *spezifische* Form der Hegemoniebildung" (Maihofer 2021: 33, Hervorh. im Original): die Selbstsetzung in Abgrenzung von Anderem, ein Selbstverhältnis, das sich nicht nur aus der Herrschaft über sich selbst, sondern auch aus der Herrschaft über andere speist. Diese Subjektivierungsweise stellt im Umgang mit sich selbst die Anforderung: „ein Verhältnis der Herrschaft über sich selbst zu errichten" (Maihofer 1995: 113), und sowohl Herr zu sein über das eigene Begehren und die eigenen Gefühle wie auch Herr zu sein über andere. Ein solches Selbstverhältnis ist gekennzeichnet von (imaginierter) Autonomie, Unabhängigkeit, Stabilität, Undurchlässigkeit und Konstanz. Die Begegnung mit anderen, auf die dieses sich als omnipotent und autonom imaginierende Subjekt trifft, wird deshalb als potenzielle Bedrohung erfahren: Jedes Gegenüber könnte dem ‚Ich' die Kontrolle entziehen und dieses zu verdrängen oder zu zerstören versuchen (vgl. Zimmermann 2017: 125ff.). Die anderen werden vor dem Horizont der hegemonialen männlichen Subjektivierungsweise vor allem als Infragestellung der eigenen (imaginierten) Autonomie und Omnipotenz konzipiert. Daraus folgt die Notwendigkeit, den Einfluss des Gegenübers auf das Selbst abzuwehren und das Gegenüber zu unterwerfen und zu entwerten, um die eigene Dominanz zu sichern. Diese Disposition steht gelingenden Anerkennungsbeziehungen im Weg, wie auch feministische psychoanalytische Ansätze herausgearbeitet haben (vgl. Benjamin 2002). In anderen Worten: Das Begehren nach Dominanz und Herrschaft lässt das Begehren nach gelingenden Anerkennungsbeziehungen in den Hintergrund treten.

Die andauernde Wirkmächtigkeit dieser skizzierten Form hegemonialer Männlichkeit lässt sich nicht zuletzt damit begründen, dass die Herausbildung eines solchen Selbstverhältnisses als „Resultat einer ungeheuren kollektiven Sozialisationsarbeit" (Bourdieu 2005: 45) zu verstehen ist, als spezifische Weise der Subjektivierung und Selbstregierung, als „Einrichtung eines festen und stabilen Zustands der Herrschaft seiner selbst über sich" (Foucault 1989: 92), begleitet von der Herausbildung spezifischer Denk-, Gefühls- und Handlungsweisen, als „Zurichtung, Disziplinierung und Normalisierung vor allem auch *gegenüber sich selbst*" (Maihofer 2021: 36, Hervorh. im Original).

Der Fokus liegt im Folgenden auf dem Zusammenhang zwischen der Unterwerfung von sich selbst und der Unterwerfung anderer. Es geht also nicht nur um ein bestimmtes Selbstverhältnis, sondern auch um ein bestimmtes intersubjektives Verhältnis bzw. darüber hinaus auch um ein spezifisches Verhältnis zur Umwelt, zu Ressourcen usw., wie sich auch bei Horkheimer und Adorno vom konstitutiven Zusammenhang zwischen bürgerlich männlicher Subjektivität und der Ausbeutung der Natur lesen lässt (Horkheimer/Adorno 2004 [1969]).

Im Anschluss an eine kurze Kontextualisierung des Forschungsprojekts werden die bisherigen Ergebnisse zu hegemonialer Männlichkeit präsentiert, um im Weiteren die beobachteten Transformationsprozesse darstellen zu können. Dementsprechend wird der Fokus auf die im Feld angetroffene Kritik an hegemonialer Männlichkeit gelenkt, wie sie von männlich positionierten Personen selbst geäußert wird. Als Ansatzpunkte

dienen mir hier die sogenannten ‚negativen Gefühle', die in den Interviews gegenüber den vorherrschenden Verhältnissen Ausdruck fanden. Damit greife ich für meine Analyse die Affect Studies auf, nach denen ‚bad feelings' ein kritisches Potenzial oder gar ein transformatives Potenzial innewohnt (vgl. Cvetkovich 2012; Degener/Zimmermann 2014). Indem die Analyse Aspekte des Leidens an einer hegemonialen Geschlechterordnung fokussiert, wird das im Material vorgefundene Unbehagen ernst genommen und verstanden als (selbst)kritische Reflexion und Ansatzpunkt für die Entwicklung alternativer männlicher Denk-, Gefühls- und Handlungsweisen.

2 Kooperationsprojekt Gender & Science

Das hier vorgestellte Material wurde erhoben im Rahmen des Kooperationsprojekts *Gender & Science. Analysing Gender Structures in the NCCR MSE*[2], einer Zusammenarbeit zwischen einem von der Universität Basel und der ETH Zürich geleiteten nationalen Forschungsschwerpunkt und dem Zentrum Gender Studies der Universität Basel. Damit lässt sich das empirische Material im Kontext der ‚Schweizer Spitzenforschung'[3] verorten, wobei im NCCR MSE vor allem die Disziplinen Chemie, Biologie und Medizin interdisziplinär und interuniversitär zusammenarbeiten. Die Kooperation ist eine Initiative des NCCR und geht der Frage nach, inwiefern das durch Exzellenz und Innovation charakterisierte Wissenschaftsverständnis des NCCR MSE in sich vergeschlechtlicht ist, vergeschlechtlichend wirkt und wie demgegenüber mehr Geschlechtergerechtigkeit erreicht werden kann. Im Rahmen der ersten Laufzeit 2018–2020 wurden durch das Forschungsteam vier Expert*inneninterviews mit ausgewählten Personen innerhalb und außerhalb des NCCR MSE sowie 20 leitfadengestützte Interviews mit Mitgliedern des NCCR MSE geführt und analysiert sowie mehrere teilnehmende Beobachtungen durchgeführt und ausgewertet (vgl. Helfferich 2011; Dellwing/Prus 2012; Kruse 2014).

Anhand dieses Materials werde ich erläutern, welche Form von Männlichkeit sich in diesem Forschungskontext als hegemonial zu setzen vermag. Im Kontrast dazu lassen sich sichtbar werdende Ansätze zur Transformation einer solchen hegemonialen Männlichkeit entfalten, die, so meine These, sowohl auf ein sich veränderndes Selbstverhältnis als auch auf ein verändertes Verhältnis zu anderen schließen lassen.

Neben einem diskursanalytischen Zugang zum empirischen Material beziehe ich zudem Ansätze der Narratologie mit ein, da sich wiederkehrende narrative Strukturen für die fortlaufende Reproduktion hegemonialer Normen und hegemonialer Subjektivierungsweisen als relevant erweisen (vgl. Zimmermann 2018; Nünning 2014; Weedon 2004).

2 Weitere Informationen vgl. https://genderstudies.philhist.unibas.ch/de/forschung/aktuelle-forschungsprojekte/analyzing-and-transforming-gender-structures-in-the-nccr-mse/ und https://www.nccr-mse.ch/de/chancengleichheit/cooperation-with-center-for-gender-studies/ [Zugriff: 13.03.2022].

3 Vgl. https://www.snf.ch/de/FJBJ8XGQ1tjG8J8w/foerderung/programme/nationale-forschungsschwerpunkte [Zugriff: 13.03.2022].

3 Exzellenz und hegemoniale Männlichkeit

Wie bereits ausgeführt (Zimmermann/Weibel 2020), spielt das vorherrschende Verhältnis von Exzellenz und hegemonialer Männlichkeit eine zentrale Rolle. Zudem geht das zu beobachtende Selbstverhältnis einher mit einem ähnlich strukturierten Verhältnis zu anderen: Im Hinblick auf beide Dimensionen spielen (Selbst-)Beherrschung, Unterordnung und Disziplinierung eine entscheidende Rolle.

Ausgangspunkt sind zwei Zitate eines PIs, anhand derer sich die zentralen Merkmale eines Selbstverhältnisses hegemonialer Männlichkeit im Wissenschaftsbetrieb aufzeigen lassen:

„My wife says about me, science is not part of my life, it's instead of my life, that's how important it is in my life and I think if you are not reasonably interested you probably don't want to work in the science." (PI 1)

„If you are not willing to work 60 hours a week do not do an academic career and if you have children and if you're in charge of your children finding 60 hours a week devoted to your job is very difficult." (PI 1)

Anhand der Zitate wird deutlich, dass „das herrschende Wissenschaftssystem" mit seinen Vorstellungen von Exzellenz, wie es Maihofer im Anschluss an Bourdieu formuliert, „in sich immer schon auf spezifische Weise vergeschlechtlicht wie auch vergeschlechtlichend" (Maihofer 2014: 58) ist. Es setzt einen spezifischen Lebensentwurf voraus, der als hegemonial männlicher Lebensentwurf bezeichnet werden kann. Eine exzellente Wissenschaftsperson arbeitet demzufolge mindestens sechzig Stunden die Woche, macht die Wissenschaft zu ihrem Leben und verzichtet darauf, ein Familienleben zu führen. Aufgerufen wird damit die aus der Wissenschaftsforschung bekannte Figur des leidenschaftlichen, der Wissenschaft mit Haut und Haaren verschriebenen Gelehrten, für den die Wissenschaft nicht ein Beruf, sondern eine Berufung ist (vgl. Liebig 2008). Das normativ wirkende Ideal exzellenter Wissenschaft setzt somit einen spezifisch ‚männlichen' Lebensentwurf mit Vollzeiterwerbstätigkeit und Kinderlosigkeit *oder* ein bürgerliches Familienarrangement voraus, in dessen Rahmen der Großteil alltäglicher Sorgearbeit der Partner*in obliegt.

Damit zeigen sich in diesem Forschungsfeld zwei Kernelemente „heteropatriarchaler Männlichkeit", wie Maihofer diese pointiert formuliert:

„So gehören zur Zurichtung bürgerlich heteropatriarchaler Männlichkeit: *erstens* die Herausbildung einer spezifischen *Verbindung von Beruf und Männlichkeit* also die eigene Identität als Mann über den Beruf und das damit verbundene Arbeitsethos bis hin zur absoluten Hingabe z.B. an Wissenschaft zu definieren; *zweitens* die *Verbindung von Familie und Männlichkeit*, also die Etablierung des bürgerlich heteropatriarchalen Familienoberhaupts mit seiner Verantwortung für die materielle Absicherung der Familie" (Maihofer 2021: 37, Hervorh. im Original).

In den Selbstbeschreibungen der befragten Wissenschaftler treten weitere Aspekte hervor, die hinsichtlich des Selbstverhältnisses mit diesem normativen Ideal eines exzellenten Wissenschaftlers verbunden sind: So findet sich in der Beschreibung des eigenen Talents und der eigenen Fähigkeiten *erstens* ein ausgeprägter Fokus auf Rationalität, Vernunft und Logik: „just loving to solve problems" (PhD 2). *Zweitens* ist ein Fokus auf

Autonomie und Unabhängigkeit erkennbar, verstärkt durch die Annahme, dass uneingeschränkte Mobilität Bedingung ist für eine erfolgreiche Karriere: „you have to move around all the time" (PI 2). Nur wer sich international bewährt, kann in dieser Logik als wirklich exzellent anerkannt werden. Wer jedoch Beziehungen und sozialem Umfeld große Bedeutung beimisst, befindet sich unweigerlich in einem Konflikt. *Drittens* zeigt sich das Prinzip der Selbstbeherrschung auch im Umgang mit dem eigenen Körper: Fitness, Leistungsfähigkeit und Wettbewerbsorientierung prägen das Verhältnis zu sich selbst. Viele interviewte Personen berichten davon, wie sie sehr gezielt Leistungsfähigkeit über Workout herstellen und erhalten wollen und dabei eine deutlich erkennbare Selbstdisziplinierung praktizieren: „You always have to prove yourself" (PhD 1). Andere Wissenschaftspersonen verwirklichen ihren Wettkampfgeist und rahmen das Arbeitsfeld der Wissenschaft selbst als „sportive competition" (PI 3). Das Annehmen immer neuer Herausforderungen sowie das Überwinden der eigenen Grenzen bergen hier einen besonderen Reiz (vgl. Maihofer 2021: 38). Erfolg ist *viertens* selbstredend das zentrale Ziel des eigenen Strebens und Schaffens: „being successful is essential" (PI 4). Diesem Ziel wird vieles untergeordnet. Und schließlich *fünftens*: Wissenschaft wird mit Leidenschaft, mit ‚Passion' verbunden. Nur wer für die Wissenschaft brennt und bereit ist, alles dafür zu geben, kann in der Wissenschaft bestehen: „my job is my life" (PI 5).

Der Begriff der ‚Passion' ist, wie im Material offensichtlich wird, wörtlich zu nehmen. Das hier beschriebene Selbstverhältnis mit den genannten Aspekten führt tatsächlich zu leidvollen Erfahrungen, die jedoch in eine gelingende Erzählung von hegemonialer Männlichkeit integriert werden: Gerade in der Erzählung des eigenen Werdegangs erfahrener PIs lassen sich narrative Muster identifizieren, mittels derer leidvollen Erfahrungen vor allem während des Doktorats eine zentrale Bedeutung für die letztlich sehr erfolgreiche Laufbahn zugeschrieben werden. Eine Phase des Leidens, der Unsicherheit und der Angst vor einem möglichen Scheitern wird konstitutiver Bestandteil einer vorherrschenden Erfolgserzählung: Nur mittels eines ausreichenden Durchsetzungsvermögens, eines unbedingten Willens zum Erfolg und einer Selbstbeherrschung aller aufkommenden Selbstzweifel kann diese Phase gemeistert werden. An diesem als unvermeidlich dargestellten Prüfstein des beruflichen Werdeganges entscheidet sich, so die Erzählung, wer letztlich Erfolg verdient. Es wird folglich ein wortwörtlicher und prototypischer Zusammenhang zwischen Passion/Leiden und Erfolg hergestellt, der erzählerisch weitergegeben und damit performativ aufrechterhalten wird. Aus scheinbar individueller Erfahrung wird so ein wirkmächtiges narratives Muster.

Der strukturelle Zusammenhang zwischen Leiden und Erfolg spielt auch in der Gestaltung der Betreuungsverhältnisse zwischen den Promovierenden und den Betreuenden eine große Rolle: Da die schwierige Phase im Kontext des Doktorats gemäß der vorherrschenden Erzählung aus *eigener* Kraft und aufgrund des unbedingten Willens zur Wissenschaft gemeistert werden muss, darf Betreuung im Sinne von Hilfestellung keine große Rolle spielen. Es geht vielmehr darum, dass sich die exzellente Wissenschaftsperson durchsetzt, *obwohl* Betreuungspersonen und das Umfeld der Forschungsgruppe keine Unterstützung bieten. Diese Bedingung prägt auch den Blick der Gruppenleiter*innen auf die Nachwuchswissenschaftler*innen: Nur wer sich durchsetzt, autonom und selbstbewusst agiert und nicht zu viel Unterstützung in Anspruch nimmt, erweist sich als für die Wissenschaft geeignet. Diese Eigenschaften spielen bereits bei der Rekrutie-

rung eine enorme Rolle. Damit wird an der Fortsetzung einer ‚notwendigen' Leidensgeschichte im Rahmen des Doktorats weitergeschrieben. Denn aus der Perspektive der Nachwuchswissenschaftler*innen lässt sich das Verhältnis zur Betreuungsperson wie folgt beschreiben: Als junge Wissenschaftsperson erhält man die Möglichkeit, bei einem brillanten Wissenschaftler zu arbeiten, den man bewundert und dem man nacheifert. Gleichzeitig wird dieses Vorbild als sozial schwierig oder gar inkompetent beschrieben. Erfolg in der Wissenschaft und gelingende Intersubjektivität stehen hier dezidiert in einem Gegensatz.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Die Selbsterzählungen der PIs zu ihren leidvollen Werdegängen entfalten eine große Macht: Sie prägen die Nachwuchswissenschaftler*innen, setzen und erhalten normative Ideale und perpetuieren damit ein Wissenschaftssystem, das längst in die Kritik geraten ist.[4]

Der Aspekt der Intersubjektivität spielt auch in anderer Hinsicht eine große Rolle, denn aus dieser bisher geschilderten Disposition der exzellenten Wissenschaftsperson ergeben sich erhebliche Konsequenzen für die Beziehungen zu anderen: Familie, Partnerschaften und nahestehende Personen werden in den Interviews immer wieder als Ressource für die eigene Regeneration beschrieben: „it would not work without family, without family my life would be insane" (PI 4). Partner*innen und Kinder werden gerahmt als wichtige Faktoren, um im System funktionieren zu können. Damit werden in der vorherrschenden Erzählung der erfolgreichen Wissenschaftsperson Beziehungen, Sorgeverantwortung wie auch die Selbstsorge als Quell von Inspiration und Regeneration immer wieder in den Dienst der Wissenschaft gestellt. Beziehungen können keinen Eigenwert in Anspruch nehmen.

Auch dieser Aspekt spiegelt sich im Umgang mit der eigenen Forschungsgruppe: PIs wollen sich angesichts der eigenen immensen Arbeitsbelastung möglichst wenig um die Nachwuchswissenschaftler*innen kümmern müssen, wobei gleichzeitig maximaler Output und maximales Engagement erwartet werden. Zudem spielen gute Führung und Betreuung von wissenschaftlichem Nachwuchs für den persönlichen Erfolg keine große Rolle, da sich hier kaum relevante Auszeichnungen erwerben lassen. Daraus ergibt sich ein feststellbares Defizit für das Verhältnis zwischen Gruppenleiter*in und Forschungsgruppe. So sagt der Leiter einer Forschungsgruppe: „I don't have any leadership abilities […] but it works very well" (PI 3).

Die hier entfalteten Aspekte, so lässt sich zusammenfassen, lassen auf Verhältnisse schließen, die dem Konzept von *caring masculinities* entgegenstehen: Hegemoniale Männlichkeit zeigt sich im von uns untersuchten Ausschnitt des Wissenschaftsbetriebs als Leidenschaft für die Wissenschaft, verbunden mit dem Anspruch absoluter Verfügbarkeit und uneingeschränkter Mobilität, der Bereitschaft zur maximalen Leistung und Ausbeutung der eigenen Ressourcen, auch wenn dies gesundheitliche Konsequenzen haben sollte. Das Leiden an diesen Verhältnissen ist der vorherrschenden Erzählung in einer affirmativen Form bereits eingeschrieben und wird durch narrative Muster transformiert zur entscheidenden Bewährungsprobe, aus der die wirklich exzellente Wissenschaftsperson erfolgreich hervorgeht. Ein souveräner Umgang mit Ängsten, Gefühlen und Zweifeln ist hierfür ausschlaggebend. Beziehungen zu anderen werden ebenfalls als im Dienst der Wissenschaft und als Ressource für Regeneration und zur Bewahrung

4 Vgl. https://betterscience.ch [Zugriff: 13.03.2022].

von psychischer Gesundheit gerahmt. Kurz: Die Normen hegemonialer Männlichkeit führen im Kontext der Spitzenforschung zum Raubbau an physischen und psychischen Ressourcen – der eigenen und der anderer. Der Missbrauch von Macht- und Abhängigkeitsverhältnissen und die Ausbeutung anderer wird in diesem Kontext nicht zufällig zunehmend kritisiert.[5] Eine solche Kritik zeigt auch innerhalb der Wissenschaftskultur Ansatzpunkte für eine Transformation dieser Verhältnisse.

4 Kritik hegemonialer Männlichkeit: Gegenerzählungen von Leiden und Empathie

Auf der Suche nach Ansätzen zur Transformation der hegemonialen Männlichkeit im Wissenschaftsbetrieb wähle ich Gefühle als Ausgangspunkt. Gefühle verstehe ich mit Ahmed (2014) als Agenten, die Nähe oder Distanz herstellen zu etwas – in diesem Falle zu bestimmten Lebensweisen und auch zu Vorstellungen und gelebten Formen von Männlichkeit(en). Im Gegensatz zur Norm der Exzellenz, die mit einer großen Leidenschaft für die Wissenschaft gekoppelt ist und eine enorme Sogkraft entwickelt, stehen im Folgenden negative Gefühle gegenüber einer bestimmten Art und Weise von Wissenschaft und Männlichkeit im Zentrum. Ich versuche, das von den Interviewten formulierte Unbehagen als Ansatzpunkt für Kritik zu identifizieren, und fokussiere Momente, in denen Gegenerzählungen zu hegemonialer Männlichkeit zum Ausdruck kommen. Damit greife ich den im Kontext der Affect Studies formulierten Ansatz der ‚bad feelings' auf, demzufolge scheinbar individuelles Unbehagen auf strukturelle Ursachen zurückgeführt und somit als Ansatzpunkt von Kritik identifiziert werden kann.

Im Folgenden stelle ich Aussagen eines PIs (PI 6) und eines Doktoranden (PhD 2) ins Zentrum, beide sich als männlich positionierend, die solche Ansatzpunkte für Kritik explizit formulieren. Auf diese Weise können verschiedene Karrierestufen in den Blick genommen werden. Beide Interviewpartner gehören Forschungsgruppen mit unterschiedlichen Fachbereichen bzw. Disziplinen an, die unterschiedliche Erkenntnisinteressen innerhalb des nationalen Forschungsschwerpunkts verfolgen. Ich konnte fünf Ansatzpunkte für eine kritische Reflexion oder gar Transformation von Männlichkeit(en) im Material identifizieren: eine alternative Konzeption von Subjektivität, Aspekte von Gesundheit bzw. Selbstsorge, Vaterschaft, eine alternative Konzeption von Erfolg sowie von gemeinsamem Forschen.

4.1 Subjektivierung in Beziehung

Der erste Aspekt, den ich als eine alternative Konzeption von Subjektivität verstehe, ist grundlegend für alle weiteren Aspekte. Er eröffnet eine bestimmte Perspektive auf im Forschungsfeld angetroffene Positionen, von denen aus (selbst)kritisch auf die derzeit vorherrschende Wissenschaftskultur geblickt wird und die als im Widerspruch zur

5 Vgl. bspw. https://www.srf.ch/news/regional/basel-baselland/kritik-an-basler-eth-fast-die-haelfte-der-doktorierenden-kritisiert-machtmissbrauch [Zugriff: 13.03.2022].

erläuterten hegemonialen männlichen Subjektivierungsweise stehend gefasst werden können. So äußert der PI:

„I don't think anybody could face a career alone honestly, so, you know, so even if people say there isn't – there always was somehow … some of them more obvious some of them less obvious but yeah I think there were people". […] „They all contributed a lot for what I became" (PI 3).

Damit wird der Bedeutung anderer für den eigenen Werdegang und für ‚das, was er geworden ist', explizit Rechnung getragen. Im Gegensatz zum vorherrschenden Bild der eigenen überragenden Leistung gegen alle Widerstände und zum letztlich allein verdienten Erfolg wird die Bedeutung intersubjektiver Verhältnisse in dieser Erzählung der eigenen Karriere anerkannt.

Diese erste Beobachtung überschreibe ich daher als ‚Subjektivierung in Beziehung', da sich die Selbstaussagen auf das Konstituiert-Werden als Wissenschaftsperson durch andere und mithilfe anderer beziehen. Subjektivierung wird als Prozess verstanden, in dessen Verlauf das entstehende Selbst stets in intersubjektive Beziehungen eingebettet und ohne diese nicht denkbar ist. Relationalität wird ganz im Sinne der *caring masculinities* als konstitutiv gesetzt.

4.2 ‚Gesundheit' – Sorge um sich und Verantwortung für andere

Der zweite Aspekt bezieht sich auf Gesundheit. Beim Doktoranden lässt sich die Sorge um sich selbst aufgrund körperlicher Symptome der Überlastung vernehmen:

„How much bad is still good? […] Otherwise, I'll ruin myself. I have tinnitus more often now and have been to the doctor. He said: ‚Your blood pressure is way too high. We have to work on that.' I'm not old enough to have such phenomena." (PhD 2)

Die Erfahrung der starken gesundheitlichen Belastung im Rahmen des Doktorats gibt hier Anlass zur Selbstreflexion und kann zu einem Impuls zur Veränderung werden.

Der PI geht mit seiner Aussage über die individuelle Erfahrung hinaus und nimmt strukturelle Bedingungen für Gesundheit in den Blick: „I don't really see a correlation between time and productivity, so I do see a correlation between healthiness: people are balanced and well put together" (PI 6). Er betont folglich, dass ein nachhaltiger Umgang mit sich selbst auch für die wissenschaftliche Produktivität notwendig ist, weshalb er sich für das Wohlergehen seiner Gruppenmitglieder mitverantwortlich fühlt, wie im weiteren Gespräch deutlich wird. Ein verantwortungsvoller Umgang mit sich und den eigenen Ressourcen wird hier als Mehrwert für die Forschung gesehen.

Damit wenden sich beide ab von der Erzählung der maximalen Verfügbarkeit um jeden Preis und lassen die Sorge um die Gesundheit sowie die Notwendigkeit von Work-Life-Balance zum Ausgangspunkt werden für Veränderung in individueller und struktureller Hinsicht. Dies lässt sich fassen als expliziter Widerspruch zur Anrufung, den Körper „bis zur Ausreizung seiner Schmerz- und Leistungsgrenzen" (Maihofer 2021: 44) zu disziplinieren. Doch bleibt die Gegenerzählung ambivalent: Die Wissenschaftsperson und ihre Gesundheit steht nach wie vor ganz im Dienste der Wissenschaft und die Sorge um Wohlergehen ist motiviert durch die Notwendigkeit, wissenschaftliche Leistung zu

erbringen. Ob die physische und psychische Gesundheit des Selbst und anderer Personen auch als Wert an sich Geltung beanspruchen kann, bleibt offen.

4.3 Nicht gelingende Vaterschaft – „that's sad"

Für den dritten Aspekt gelingender Elternschaft beziehe ich mich vorwiegend auf die Aussagen des PIs, da der Doktorand selbst noch keine Kinder hat. Der PI beschreibt seine Situation folgendermaßen:

„I think my life seen from the outside is actually not too bad. But, there could be some room for improvement. I don't think I'm such a present father as I should be and that is a bit of a problem. So that's kind of sad" (PI 6).

Auf die Nachfrage, für wen das ein Problem darstelle („And what would you say for whom is it a problem?"), antwortet er:

„Well, first to myself. That's certainly a problem, because you feel like: You put these kids into the world, you're supposed to take care of them, and you want to take care of them and then … Also, because a lot these responsibilities in that fall into the side of my partner, and that's sort of like it is. There is no way there, no other way around it. And I think that's not a good position to be in any case: neither for her nor for me, I would say. So that's sad." (PI 6)

Er formuliert in dieser Passage, dass es traurig ist, dass er nicht so präsent sein kann für seine Kinder, wie er es gerne wäre. Er leidet unter der empfundenen Diskrepanz zwischen seinem Wunsch, mehr Zeit mit seinen Kindern zu verbringen, der großen Verantwortung für sie und der zeitintensiven Arbeitslast, die er zu schultern hat. Außerdem, so wird deutlich, wird die unterschiedlich verteilte Sorgearbeit auch zu einer Belastung für seine Partnerschaft. Jedoch sieht er keine andere Lösung für eine bessere Aufteilung, da seine Partnerin die Wissenschaft verlassen und geregeltere Arbeitszeiten hat als er.

Auch der Doktorand räumt Kindern einen Platz im Entwurf seines weiteren Lebensweges ein. Er formuliert, dass er dann jedoch weniger arbeiten müsste, um so Vater sein zu können, wie er möchte. Bei ihm findet sich ein weiterer interessanter Aspekt von Sorgearbeit, da er eine sehr enge Verbindung zu seinem Elternhaus hat:

„I am needed within the household there. It's like I just made the choice not to go to the United States or to go far away [...] which would be the crazy normal. And that's what I actually categorically exclude for myself." (PhD 2)

Da ihn seine Eltern brauchen, entscheidet er sich gegen den ‚normalen' Karriereweg, der große Mobilität erfordert. Auch seine Partnerschaft ist ihm wichtig und er versucht, sich in der Wahl seines nächsten Arbeitsorts an seiner Freundin zu orientieren. Er beschreibt, wie es ihm zunächst schwerfiel, sich einzugestehen, dass dies bereits in der Wahl seiner Doktoratsstelle eine Rolle spielte. Und er weiß auch, dass er mit dieser Entscheidung aus bestimmten Fördermöglichkeiten herausfällt: „All scholarships that I could get easily are often linked to the mobility criterion" (PhD 2). Insgesamt, so wird im Verlauf des Interviews deutlich, geht es für ihn derzeit um ein Abwägen, „what is more important" (PhD 2).

Die Anforderungen an den Wissenschaftler werden hier gerahmt als gelingender präsenter Vaterschaft, gelingender Beziehung und weiterer Sorgeverpflichtungen im Weg stehend: sowohl in der Erfahrung des PI als auch aus der Perspektive des Doktoranden. Die Arbeitslast und die Anforderungen an Präsenz und Mobilität verhindern, dass mehr Zeit für Beziehungen zur Verfügung steht, die als wichtig erachtet werden. Dies belastet die Beziehungen und Partnerschaften auch mit Blick auf die Zukunft und den weiteren Weg.

Für den PI entsteht ein Leiden an dieser Situation, wobei er keine Alternative erkennen kann. Für den Doktoranden hingegen lässt sich festhalten, dass er in seiner bisherigen Karriere bereits Entscheidungen zugunsten von für ihn wichtigen Beziehungen getroffen hat, die einem Erfolg entgegenstehen könnten. Mittlerweile kann er die Wichtigkeit dieser Beziehungen auch vor sich selbst anerkennen und weiß darum, dass er seine Karriere diesen zu einem gewissen Grad unterordnet.

4.4 Die Gegenerzählung zum wissenschaftlichen Erfolg

Auch bei der Erzählung des persönlichen Erfolgs lassen sich Elemente erkennen, die auf ein anderes Verhältnis zu sich selbst und zu anderen schließen lassen. Im Interview mit dem PI wird der wissenschaftliche Erfolg gerahmt als ‚Glück haben': „But as I say sort of like being lucky takes a lot of work, but some people are more lucky than others. […] and I am kind of lucky" (PI 6). Damit wird nicht geleugnet, dass viel Arbeit notwendig ist, um in der Wissenschaft Erfolg zu haben, aber manche haben eben auch ‚Glück'. Der PI spricht an, dass Erfolg nicht ausschließlich auf dem eigenen Verdienst beruht. Wie im Kontext des Interviews deutlich wird, steht dieses ‚Glück' vor allem im Zusammenhang mit anderen Menschen, die ihn in seiner Karriere unterstützt und Vertrauen in ihn gesetzt haben. Darüber hinaus ließe sich ‚Glück' so verstehen, dass hier Privilegien in den Blick kommen, die manche genießen und andere nicht und die Einfluss darauf haben, wie eine Karriere verläuft. Damit ist ein erster Baustein einer alternativen Erzählung von Erfolg formuliert: Erfolg beruht nicht nur auf der eigenen Durchsetzungskraft, dem eigenen Willen und der eigenen Begabung, sondern hängt von weiteren Faktoren und der Unterstützung durch andere ab.

Erfolg wird im weiteren Verlauf des Gesprächs in Zusammenhang gebracht mit einer gelingenden Beziehung zu anderen: „being successful as a scientist is not disconnected of being successful as a human being" (PI 6). Oder anders herum formuliert: „If you succeed in just getting all those things done, but you treat everybody like shit, then, honestly, it's not okay, then you fail" (PI 6). Wer als Gruppenleiter*in die Macht missbraucht und andere schlecht behandelt, ist eben nicht erfolgreich und scheitert, so der PI. Hier fließt der Anspruch an gelingende intersubjektive Verhältnisse in die Erzählung von Erfolg ein. Dies stellt einen starken Kontrast zur hegemonialen Erzählung von Erfolg dar, in der soziale Kompetenz und Erfolg als einander *entgegenstehend* verhandelt werden. Persönlichen Erfolg von gelingenden Beziehungen zu anderen abhängig zu machen, ist folglich eine neue Weise, Wissenschaft zu verstehen und zu leben: Erfolg beruht nicht auf dem Durchsetzen gegen andere, sondern auf einem gelingenden Miteinander. Die Qualität wissenschaftlichen Arbeitens wird nun ablesbar an wertschätzender sozialer Interaktion in einer Forschungsgruppe. Hier zeigen sich klare Ansatzpunkte

zur Entwicklung eines neuen Leitbildes und eines neuen Führungsverständnisses, das sich von traditioneller hegemonialer Männlichkeit abwendet.

Auch der Doktorand reflektiert, inwiefern die Anerkennung von herausragender Leistung nach den geltenden Metriken das eigentlich Erstrebenswerte sein kann. Es ist für ihn „not so important if I take moral considerations into account" (PhD 2) im Vergleich zu gelingenden Beziehungen innerhalb und außerhalb der Forschung. Er spricht in diesem Zusammenhang davon, dass Erfolg und Prestige in der Wissenschaft oftmals ‚unschöne Früchte' tragen, womit Macht- und Ausbeutungsverhältnisse angesprochen werden. Auch ihn bringt das Thema ‚Erfolg' ins Grübeln, sodass er sich fragt, was ihm daran denn wirklich erstrebenswert scheint.

Zusammengefasst: Erfolg wird kritisiert, wenn damit scheiternde soziale Beziehungen einhergehen, und wird entgegen der dominanten Erzählung in Zusammenhang gebracht mit gelingender Intersubjektivität.

4.5 *Caring masculinities* statt „Krieg"

In den folgenden Passagen zu den idealen Arbeitsbedingungen wird der fünfte Aspekt deutlich. Der PI formuliert, wie er selbst Vorbild für seine Mitarbeitenden sein will. Er sieht es als seine Aufgabe an, „healthy environments" zu schaffen, und beschreibt seine Haltung dabei so:

„I mean, just the principles of being respectful, trying to listen to people, trying to be open to their opinions: that's trying to be human. I think this is ultimately sort of your legacy. If you put out there a bunch of assholes – let's put it this way – then the world is going to have tons of more assholes, because it's basically what they know. Some people all resist against it but it sort of like propagates. But hopefully, if you put out there people, that are respectful for others and respect others' opinions and whatever, hopefully the world is gonna become a better place. […] I think the more healthy environments we have, perhaps the best." (PI 6)

Der PI macht deutlich, was er als Führungsperson von sich erwartet: Er will seinen Mitarbeiter*innen bestimmte Fähigkeiten für ein respektvolles Miteinander mitgeben, wenn sie die Gruppe verlassen. Sein Ziel ist es, eine gesunde Arbeitsumgebung herzustellen: Wertschätzender Umgang, einander zuhören, Offenheit für die Meinungen und Haltungen anderer sind für ihn wichtige Elemente einer guten Zusammenarbeit. Damit erhält das Bild des erfolgreichen Wissenschaftlers eine neue Färbung: Wir lesen hier einen hohen ethischen Anspruch an sich selbst und das eigene Wirken als Wissenschaftler, eine Haltung, die sich als *caring masculinity* fassen lässt.

In einer Interviewpassage ruft der PhD-Student nochmals in Erinnerung, was im Gegensatz dazu seiner Erfahrung nach den Arbeitsalltag in der Wissenschaft ausmacht. Es geht um rücksichtslosen Wettbewerb, der von ihm als „Krieg" geschildert wird:

„I've seen things in the scientific world where people have been working on almost the same project competitively against each other – in a first-come, first-served, first-come, first-published sense, which causes internal division and really wars until to the point where people sabotage each other." (PhD 2)

Diese Einstellung, sich egal um welchen Preis gegen andere durchzusetzen und Überlegenheit zu behaupten, lehnt er deutlich ab und beschreibt seine Ideale zu einer gelungenen Zusammenarbeit:

„Just to dare to say that you don't understand. Simply: 'Huh? I don't get it.' And then perhaps expose yourself to embarrassment, which in most cases is no embarrassment. This awareness of one's ignorance and the clear communication of one's own problems and at the same time the willingness to help with one's own knowledge is actually ideal." (PhD 2)

Gute Wissenschaft, so wird hier deutlich, findet dann statt, wenn es den Mut gibt, die Begrenztheit des eigenen Wissens zuzugeben, um *gemeinsam* an einer Problemlösung zu arbeiten und sich gegenseitig hilfsbereit mit dem jeweiligen Wissen zur Seite zu stehen – ohne Angst vor Gesichtsverlust, Beschämung oder Abqualifizierung. Wir sehen hier eine klare Gegenüberstellung zwischen dem geschilderten und erlebten kriegsähnlichen Zustand der Konkurrenz und dem Ideal der unterstützenden Zusammenarbeit. Seine Einschätzung und seine Haltung speisen sich aus einer Erfahrung:

„I think I've seen too much suffering within the working group. Even if I assumed that the scientific impact was almost optimal, I would say: Okay, I'd rather turn it down to minimize the suffering that exists there." (PhD 2)

Er beschreibt auch in weiteren Passagen das Leiden, das er als Kollege bei anderen beobachtet und das ihn auch abends noch beschäftigt. Dieses Leid führt er nicht zuletzt auf das Verhalten seines Gruppenleiters zurück, der für ihn nur fachlich, nicht aber menschlich ein Vorbild ist. Mangels eines alternativen Vorbilds kommt er für sich zu dem Ergebnis, dass unter diesen Umständen eine Karriere in der Wissenschaft für ihn nicht alternativlos ist. Er hält sich zwar für kompetent und traut sich selbst durchaus eine Führungsposition zu, doch schätzt er den Preis als vielleicht zu hoch ein: „I'm sure, somehow I'll find something where I can say, ‚Ok, that's a pleasure to work on that'. And if I'm not a professor, then that's the way it is" (PhD 2). Beziehung, zukünftige Familie und die eigenen Ideale im Umgang mit anderen sind letztlich wichtiger als Karriere. Damit wird offensichtlich, dass sowohl auf der Ebene des PIs als auch auf der Ebene des Doktoranden wichtige Ansatzpunkte der Kritik und der Transformation benannt werden.

Abschließend möchte ich diese Aspekte zusammenfassen: Es zeigen sich Ansatzpunkte für Kritik hinsichtlich der geforderten Selbstausbeutung und ihrer gesundheitlichen Konsequenzen sowie hinsichtlich eines Leidens an nicht gelingenden Beziehungen zu anderen. Entworfen werden dabei alternative Konzepte von Erfolg, die abhängig sind von gelingender Intersubjektivität, sowie eine Suche nach alternativen Entwürfen, Wissenschaft zu betreiben und letztlich Wissenschaftler*in zu sein.

5 Erfolg und Exzellenz als *caring masculinities*

Wie im vorgestellten Material deutlich wird, finden sich in diesem Untersuchungsfeld sowohl Männlichkeiten, die sich an traditioneller hegemonialer Männlichkeit ausrichten, als auch Männlichkeiten, die eben diese Subjektivierungsweise infrage stellen. Aus-

gangspunkt einer kritischen Thematisierung ist oftmals die Erfahrung oder die Beobachtung von Leid, das durch eine Lebensweise verursacht wird, die sich affirmativ verhält zu normativen Aspekten hegemonialer Männlichkeit. ‚Passion' ist in diesem Kontext wörtlich zu verstehen als ‚Leiden' an der Wissenschaft und den damit verbundenen normativen Anforderungen an eine erfolgreiche Wissenschaftsperson.

Es zeigen sich Ansatzpunkte für Entwürfe und bereits gelebte alternative Männlichkeiten, die sich mit Aspekten von *caring masculinities* verbinden lassen: Eine erfolgreiche Wissenschaftskarriere wird nicht mehr erreicht durch das ‚Sich-Beweisen', als Durchsetzen der eigenen Dominanz gegen andere, sondern mittels Sorge um sich und andere. Die Sehnsucht nach Anerkennung (vgl. Butler 2009) richtet sich nicht mehr auf die Anerkennung der eigenen Exzellenz, die verbunden ist mit gewaltvollen Herrschaftsverhältnissen gegenüber sich selbst und anderen, sondern auf gelingende Beziehungen und somit *gegenseitige* Anerkennung. Erfolg und gelingendes Miteinander stehen damit nicht mehr im Gegensatz zueinander. Vielmehr basiert Erfolg in diesem neuen Verständnis auf gelingender Intersubjektivität.

Es lassen sich Ansatzpunkte für eine Transformation von Gefühls-, Denk- und Handlungsweisen beobachten: Sogenannte negative Gefühle wie Sorge oder Trauer, das Mitfühlen mit dem Leid anderer sind in den dargestellten Passagen verbunden mit männlichen Existenzweisen. Andere Denkweisen lassen sich in der Reflexion zu Erfolg und einem sich verändernden Wissenschaftsverständnis nachvollziehen. Die Suche nach alternativen Praxen zeigt sich in Fragen nach der Gestaltung eines gelingenden Miteinanders in der Beziehung, in der Familie, im Forschungsteam. Für weitere Einblicke in sich verändernde Handlungspraxen wäre weitere Forschung in diesem Kontext vielversprechend.

Die sich hier abzeichnende Form hegemonialer Selbstkritik (Dietze 2008) ist meines Erachtens ein wichtiger Baustein einer vermehrt geforderten Transformation des Wissenschaftsbetriebes hin zu mehr Geschlechtergerechtigkeit. Die Persistenz einer bürgerlichen Geschlechterordnung wird nur dann in Bewegung versetzt, wenn sich auch hegemoniale Subjektivierungsweisen transformieren (vgl. Hearn 2021). So lassen sich bereits gelebte alternative Maßstäbe für Qualität und Exzellenz im Kontext von Spitzenforschung sichtbar machen, die nicht ausschließlich auf einer kompetitiven Durchsetzung gegen andere, sondern auf gelingender Zusammenarbeit beruhen. Gelänge es, diese entstehenden Gegenerzählungen und anderen Praxen von Erfolg und gelingender Wissenschaftskarriere weiter zu etablieren, könnte die Reproduktion dominanter Normen und homosozialer Verhältnisse irritiert, ihrer Selbstverständlichkeit beraubt und unterbrochen werden. Die Ent-Selbstverständlichung (vgl. Foucault 1992) einer traditionellen hegemonialen Männlichkeit sowie das Herausbilden alternativer Gefühls-, Denk- und Handlungsweisen sind Ansatzpunkte zur Etablierung einer Subjektivierungsweise, die ihre konstitutive Relationalität nicht mehr als Gefahr abwehren muss, sondern als Bereicherung erfährt.

Anmerkung

Das für diesen Artikel ausgewertete Material wurde in der ersten Phase des Kooperationsprojekts „Gender & Science" erhoben, das vom Nationalen Forschungsschwer-

punkt „Molecular Systems Engineering“ (NCCR MSE) finanziert wird. Mein Dank gilt daher dem gesamten Forschungsteam: Fleur Weibel, Alea Läuchli, Andrea Maihofer und Ralf Stutzki.

Literaturverzeichnis

Ahmed, Sara (2014). Kollektive Gefühle oder die Eindrücke, die andere hinterlassen. In Angelika Baier, Christa Binswanger, Jana Häberlein, Yv Nay & Andrea Zimmermann (Hrsg.), *Affekt und Geschlecht. Eine einführende Anthologie* (S. 183–214). Wien: zaglossus.

Benjamin, Jessica (2002). *Der Schatten des Anderen: Intersubjektivität – Gender – Psychoanalyse.* Frankfurt/Main: Stroemfeld.

Bourdieu, Pierre (2005). *Die männliche Herrschaft.* Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Butler, Judith (2009). Sehnsucht nach Anerkennung. In Judith Butler, *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen* (S. 215–246). Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Connell, Raewyn (1999). *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Opladen: Leske + Budrich. https://doi.org/10.1007/978-3-663-09604-7

Cvetkovich, Ann (2012). *Depression: a public feeling*. Durham/NC: Duke University Press. https://doi.org/10.2307/j.ctv11smrx4

Degener, Ursula & Zimmermann, Andrea (2014). Politik der Affekte. *Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien, 20*(2), 5–23. https://doi.org/10.3224/fzg.v20i2.17132

Dellwing, Michael & Prus, Robert (2012). *Einführung in die interaktionistische Ethnografie. Soziologie im Außendienst.* Wiesbaden: Springer VS.

Dietze, Gabriele (2008). Intersektionalität und Hegemonie(selbst)kritik. In Wolfgang Gippert, Petra Götte & Elke Kleinau (Hrsg.), *Transkulturalität. Gender- und bildungshistorische Perspektiven* (S. 27–43). Bielefeld: transcript.

Elliott, Karla (2016). Caring Masculinities: Theorizing an Emerging Concept. *Men and Masculinities, 19*(3), 240–259. https://doi.org/10.1177/1097184X15576203

Foucault, Michel (1989). *Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit 2.* Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (1992). *Was ist Kritik?* Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Hearn, Jeff (2021). Men and Masculinities: What Have They Got to Do with Gender Equality and Women’s Empowerment? In Christa Binswanger & Andrea Zimmermann (Hrsg.), *Transitioning to Gender Equality* (Transitioning to Sustainability Series, Bd. 5, S. 67–83). Basel: MDPI. https://doi.org/10.3390/books978-3-03897-867-1

Hearn, Jeff & Louvrier, Jonna (2016). Theories of Difference, Diversity, and Intersectionality: What Do They Bring to Diversity Management? In Regine Bendl, Inge Bleijenbergh, Elina Henttonen & Albert J. Mills (Hrsg.), *The Oxford Handbook of Diversity in Organizations* (S. 62–82). Oxford: Oxford University Press. https://doi.org/10.1093/oxfordhb/9780199679805.013.28

Helfferich, Cornelia (2011). *Die Qualität qualitativer Daten: Manual für die Durchführung qualitativer Interviews*. Wiesbaden: VS Verlag. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92076-4

Horkheimer, Max & Adorno, Theodor W. (2004 [1969]). *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. Frankfurt/Main: Fischer.

Kruse, Jan (2014). *Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz.* Weinheim: Beltz Juventa.

Liebig, Brigitte (2008). Vaterschaft und Professur – Männerbiographien zwischen Familie und Wissenschaft. In Julia Reuter, Günther Vedder & Brigitte Liebig (Hrsg.), *Professor mit Kind. Erfahrungsberichte von Wissenschaftlern* (S. 237–251). Frankfurt/Main: Campus.

Maihofer, Andrea (1995). *Geschlecht als Existenzweise*, Sulzbach/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.
Maihofer, Andrea (2014). Disziplin – Disziplinierung – Habitualisierung. In Balz Engler (Hrsg.), *Disziplin – discipline* (S. 57–75). Fribourg: SAGW.
Maihofer, Andrea (2021). Wandel und Persistenz hegemonialer Männlichkeit – aktuelle Entwicklungen. In AG Transformationen Männlichkeiten (Hrsg.), *Zeitdiagnose Männlichkeiten Schweiz* (S. 31–54). Zürich, Genf: Seismo.
Nünning, Vera (2014). Erzählen und Identität: Die Bedeutung des Erzählens im Schnittfeld zwischen kulturwissenschaftlicher Narratologie und Psychologie. In Alexandra Strohmaier (Hrsg.), *Kultur – Wissen – Narration* (S. 145–169). Bielefeld: transcript. https://doi.org/10.1515/transcript.9783839416501.145
Schiebinger, Londa (2011). Science, Gender and beyond: An international Perspective. In Gottfried Magerl, Reinhard Neck & Christiane Spiel (Hrsg.), *Wissenschaft und Gender* (S. 9–31). Wien, Köln, Weimar: Böhlau.
Scholz, Sylka & Heilmann, Andreas (Hrsg.). (2019). *Caring Masculinities? Männlichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaften*. München: Oekom.
Van den Brink, Marieke & Benschop, Yvonne (2011). Gender practices in the construction of academic excellence: Sheep with five legs. *Organization, 19*(4), 507–524. https://doi.org/10.1177/1350508411414293
Weedon, Chris (2004). *Identity and Culture. Perspectives of Difference and Belonging.* Maidenhead: Open University Press.
Zimmermann, Andrea (2017). *Kritik der Geschlechterordnung. Selbst-, Liebes- und Familienverhältnisse im Theater der Gegenwart*. Bielefeld: transcript. https://doi.org/10.1515/9783839433638
Zimmermann, Andrea (2018). „Wir sind das Volk". Emanzipatorische Politiken der Erinnerung im Theater der Gegenwart. *Feministische Studien, 36*(2), 286–304. https://doi.org/10.1515/fs-2018-0033
Zimmermann, Andrea & Weibel, Fleur (2020). Gender & Science. Das Potenzial von Inclusion für die Transformation wissenschaftlicher Machtverhältnisse am Beispiel eines nationalen Forschungsschwerpunkts. *Zeitschrift für Diversitätsforschung und -management*, *5*(2), 153–166. https://doi.org/10.3224/zdfm.v5i2.06

Zur Person

Andrea Zimmermann, Dr. phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum Gender Studies der Universität Basel, Schweiz. Arbeitsschwerpunkte: feministische Kritik, Geschlechtertheorien, Affect Studies, Männlichkeiten im Wissenschafts- und Kulturbetrieb, Diversity & Inclusion, Gender Equality.
Kontakt: Universität Basel, Zentrum Gender Studies, Rheinsprung 21, 4051 Basel, Schweiz
E-Mail: andreamaria.zimmermann@unibas.ch